

DIE FACKEL

Nr. 105

WIEN, ENDE MAI 1902

IV. JAHR

[Zeugin Kielmansegg]

Die Journaille fühlt demokratisch. Aber nur im allgemeinen. Sie bekämpft die Monarchie als »Institution«, sie haßt den Adel als »Kaste«, sie steckt an Festtagen die zerschlissenen Ideale der Gleichheit aus. Aber diese märzgefallene Dame pflegt ihre Grundsätze nicht zu persönlichen Antipathien zu mißbrauchen, und bei aller programmäßigen Abneigung gegen die Klasse hat sie sich noch stets zärtlicher Beziehungen zu deren Angehörigen überführen lassen. Sollte es dem Aufklärungseifer unserer »demokratischen Organe« einst gelingen, die Menschheit auf jene Höhe zu bringen, die die Existenz eines hohen Adels überflüssig erscheinen läßt, so kann man überzeugt sein, daß sie dem p. t. Publikum die Notwendigkeit der Erhaltung aller Grafen und Barone predigen werden. Es ist nicht abzusehen, was die Publizistik des österreichischen Bürgertums ohne Aristokratie anfangen würde; die schmerzliche Vereinsamung der Lakaienseele wäre unerträglich. Gewohnt, die Errungenschaften der französischen Revolution in der Erlaubnis zu genießen, sich allerhöchsten Trousseaus zu nähern, geübt, die Gewährung der Menschenrechte darin zu erblicken, daß man dem Volke die Zahl der über ein fürstliches Nachthemd hingestreuten Tupfen verkünden darf, — wie sollte man sich so rasch einer neuen Ordnung der Dinge anpassen? Kaum hat man es glücklich dahin gebracht, daß die Prinzen wie Fiaker und die Fiaker infolgedessen wie Prinzen sprechen, und dieses Triumphs demokratischer Forderungen soll man sich eines schönen Tages leichtfertig begeben? Nein, nur zwischen Junkerhochmut und Bürgerstolz gähnt eine soziale Kluft. Aber wenn die Leutseligkeit der Speichelleckerei entgegenkommt, bleibt kein liberales Wünschen unerfüllt. Darf der schlichte Vorstand einer literarischen Vereinigung mit einer wirklichen Fürstin Blumenkorsos arrangieren, dürfen die schlichten Mitglieder dieser Körperschaft feudale Brautausstattungen beschnuppern, so wäre es töricht, zwischen Ständen, die einander nur noch um den Mangel an Vorurteilen beneiden, Haß und Zwietracht säen zu wollen.

So war denn die Haltung eine durchaus entsprechende, welche die führenden Blätter des deutsch—österreichischen Bürgertums, das liberale und das demokratische Organ, an dem Tage bewahrten, da Frau Gräfin Anastasia *Kielmansegg* im Schwurgerichtsprozeß Pajarola als Zeugin vernommen wurde. Sie schrieben Leitartikel, sie brachten Stimmungsberichte, und sie gaben dem Gerichtssaalberichterstatter eine Toilettenberichterstatterin zur Seite. Durch den freisinnigen Blätterwald zog das gewisse Geräusch, das von den Lippen ehrfürchtiger Männer des Schottenring hörbar wird, wenn einer den Namen Taussig eitel nennt, jenes Geräusch, über das einst der an Applaus gewöhnte Herr v. Sonnenthal bei einem Gastspiel in Lodz erschrocken sein soll: ein langgedehntes Sss ..., der Zischlaut der Bewunderung ... Im fernen Osten

der Monarchie aber mögen die Demokraten gelächelt haben: nicht nur über das Gut in Bessarabien, auf welches die Gräfin Kielmansegg zum Beweise, daß sie keine Schulden habe, stolz hinwies, sondern auch über die Leitartikel-ehren, die auf das Haupt des Fräuleins Lebedeff gehäuft wurden, weil sie Gräfin geworden ist, die Gattin eines hochgestellten Automobilfahrers, weil sie mit redlichem Bemühen Patronate ausübt und Schönbrunner Wohltätigkeitsakte durch falsches Singen stört.

Die Schulden des Grafen Kielmansegg, von denen man lange nicht mehr in Wien sprach, die aus der Welt zu schaffen seine Gemahlin in den Schwurgerichtssaal entsendet ward und von denen man erst seit dieser Zeugenaussage wieder häufiger spricht, sind ein herzlich uninteressantes Kapitel. Daß Eskompteure durch Jahre über Kielmansegg'sche Wechsel als einen schlechten Handelsartikel klagen durften, ohne daß es gelang, auch nur einen der stadtbekanntesten Verbreiter des Geredes zu fassen, ist das einzig Bemerkenswerte an der Sache. Aber ungleich interessanter bleibt die Frechheit, welche uns die wirklichen oder — wie man nunmehr glauben muß — erfundenen Geldkalamitäten einer Familie zu einer die Öffentlichkeit in Atem haltenden Affäre hinaufschwindeln möchte. »Gräfin Anastasia Kielmansegg ist heute als Zeugin vernommen worden« — mit diesem vielbedeutenden Ton aus der Jerichoposaune seines schwersten Pathos eröffnet Herr Benedikt den Leitartikel, der eine niederschmetternde Anklage gegen jene »heimliche Niedertracht« enthält, die es solange gewagt hatte, von den Schulden des Grafen Kielmansegg zu tuscheln. Aber am nächsten Tage erscheint die 'Wiener Allgemeine Zeitung', ein Blatt, dem man einige Lokalkenntnis der Hintertreppen liberaler Politik zutrauen kann. Es erbot sich nicht minder über den Stadtklatsch, der das gräfliche Paar verleumdet hat; aber es schreibt auch wörtlich: »Die Lueger—Majorität zog in den Landtag ein, und Graf Kielmansegg schenkte seine Sympathien deutlich dem neuen Regime und dessen leitenden Personen. Die antisemitische Presse hatte von da ab an dem Grafen nichts mehr auszusetzen, aber einzelne liberale Blätter, u. a. *das größte liberale Blatt Wiens, übernahmen nun das Geschäft, mit halben Anspielungen, beziehungsreichen Scherzen u. dgl. m. die angebliche materielle Mißlage des Statthalters polemisch auszubeuten*« ... Um zu diesem Schlag auf den Heuchlermund der 'Neuen Freien Presse' auszuholen, bedurfte es im Grunde nur eines guten Gedächtnisses. Aber wer auch das, was nicht gedruckt wird, weiß und wer in den Wiener Gesellschaftssumpf, aus dem üble Gerüchte aufsteigen, ein wenig tiefer eingedrungen ist, der kann vielleicht auch den Urheber der über den Statthalter von Niederösterreich verbreiteten Geldgeschichten bezeichnen: Eine der 'Neuen Freien Presse' sehr nahestehende, von ihr immer wieder genannte Persönlichkeit, deren ernstes Streben — man lache nicht — auf die Erlangung einer Truchsess—Stelle abzielt und die darum schon seit Jahren bei allen passenden Gelegenheiten öffentlich die Volkshymne singt. Aber in dem Grafen Kielmansegg wittert der Mann den Dämon, der seinen Hochflug zu hemmen in die Welt gesendet ward und dieser Dämon hat auch wirklich bei einem Diner im Hause des Ehrgeizigen nicht nur abgesagt, sondern sogar das 'Salonblatt', das ihn als anwesend nannte, berichtet. Das verträgt selbst ein Hausherr nicht, der nicht Truchsess werden will, und der Entschluß, der Residenz eine Geschichte zu erzählen usw. ist bekanntlich auch in dem Busen des Idealisten in »Kabale und Liebe« gereift ...

Aber die Frechheit der 'Neuen Freien Presse', die am helllichten Tage »hältet den Verleumder!« ruft, nachdem sie so oft schon, wo sie geplündert hatte, »hältet den Dieb!« gerufen, wird doch von der Niedrigkeit einer Gesinnung übertrumpft, die sich bei dem Gedanken an eine gräfliche Zeugenaussage

ge berauscht. Wo's dem Leitartikler vollends die Rede verschlagen hat, findet der Gerichtssaalberichterstatter wenigstens Worte stammelnder Galanterie. Die Konstatierung des Alters der Zeugin wird ihm zum »pikanten« Ereignis. Haltet den Atem an: Gräfin Kielmansegg wird die Zahl ihrer Jahre angeben. Aber ach, die Generalien werden verlesen und man hört, »da der Präsident hier nicht deutlich sprach«, nur — »Zig Jahre«. Und nun hat der Gerichtssaalberichterstatter eine Wendung von unübertrefflicher Delikatesse. Der Präsident sagte, das Auditorium enttäuschend, nur »zig Jahre«. »*Doch redeten deutlicher als der Präsident in diesem Falle die jugendfrischen Züge und die elastische Gestalt der Gräfin.*« Nachbarin, euer — Brechmittel! ... Aber der Herr Kollege vom »demokratischen Organ« ist noch aufgeregter. Atemlos sehen wir ihn hinter der Exzellenz vom Tore des Landesgerichtes in das erste Stockwerk wedeln, von dort zum Zimmer des Staatsanwaltes kriechen, dann zum Schwurgerichtssaal. Und jetzt kommt das Große. »Unter allgemeiner Spannung betrat nun Gräfin Kielmansegg den Saal. Sie trug ein tegetthoffblaues Cheviotkostüm, das offene Jäckchen mit großen Metallknöpfen geschmückt, eine crême Bluse und schwarzen, mit Samtbändern geputzten breitrandigen Filzhut, weiße Handschuhe. *Ein feiner Parfümduft verbreitete sich im Saale.*« Und sie tritt an die Barre und bestätigt »in der ihr eigenen offenen Weise«, daß sie nie Wechsel unterschrieben habe, vermögend sei usw. Da ist nicht nur Schmock, da ist sie selbst von der historischen Bedeutung des Moments übergossen. Und so entfährt ihr denn, da der Verteidiger sie fragte: »Wollen Sie mir gütigst sagen, Exzellenz, hat Frau Pajarola wissen müssen, daß Sie kein Kind haben?«, der elementare Ausruf: »Gewiß, das weiß doch jeder Mensch!« Schlag folgt auf Schlag und Schmock bebt dermaßen unter der Wucht der auf ihn einstürmenden Erlebnisse, daß er den Präsidenten, der nach Beendigung des Verhörs mit usueller Höflichkeit sein »Ich danke!« sagte, wörtlich folgendermaßen schließen läßt: »Ich danke sehr, Exzellenz, daß Sie erschienen sind, Ihre Vernehmung ist zu Ende.« Wer's nicht glaubt, lese es im 'Neuen Wiener Abendblatt' vom 24. Mai nach.

Die Journaille fühlt demokratisch. Aber nur im allgemeinen. Im besonderen wird sie in Ohnmacht fallen, wenn ich ihr versichere, daß auf der Zeugenvorladung, welche die Gräfin Anastasia Kielmansegg erhalten hat, genau so wie auf jeder anderen die Worte gedruckt standen: »Zur Beachtung: *Ihr Ausbleiben* würde die Verhängung einer Geldstrafe von 10 bis 100 Kronen und nötigenfalls die Erlassung eines Vorführungsbefehls, sowie die Auferlegung des Ersatzes der Kosten im Falle der Vereitelung der Hauptverhandlung nach sich ziehen. — Ein Anspruch auf Zeugengebühr ist längstens innerhalb 24 Stunden nach der Vernehmung bei sonstigem Verluste zu stellen.« Gräfin Kielmansegg aber hat mit ostentativer Absichtlichkeit keine Zeugengebühr beansprucht ...

* * *

[Herr Wolf, das Opfer einer Erpressung]

Herr K. H. Wolf gibt zu, daß er Pauschalien genommen hat. Aber er hat zwei gewichtige Entschuldigungsgründe: die Pauschalien waren immer nur sehr klein, und es waren ausschließlich Pauschalien von Bahnen. Den ersten Grund wird jeder Jurist, wenn auch nicht uneingeschränkt, gelten lassen müssen; denn auch beim Diebstahl verringert die Geringfügigkeit des Betrages die Schuldbarkeit, hebt sie jedoch nicht auf. Aber wenn Herr Wolf mit Stolz versichert, daß er »das Eingehen eines solchen Pauschalverhältnisses lediglich mit Bahnen gestattet habe, nie aber mit Banken«, so muß man erwi-

dern, daß die Feinfühligkeit, mit der er zwischen den Ämtern des Herrn v. Taussig bei der Bodencreditanstalt und bei der Nordwestbahn und der Staatseisenbahn unterscheidet, schon deshalb nicht am Platze war, weil Herr v. Taussig selbst sich niemals auf eine so genaue Unterscheidung eingelassen hat. Indes, Herr Wolf begnügt sich nicht, sich zu entschuldigen. Er beschuldigt! Er beschuldigt die Leser der 'Ostdeutschen Rundschau' keines geringeren Vergehens als der Erpressung: sie hätten ihn durch Drohungen — das Abonnement aufzugeben — zur Veröffentlichung »gewisser Ankündigungen und Mitteilungen« gezwungen und es sei klar, »daß eine Zeitung das nicht umsonst tun kann«. Herr K. H. Wolf ward also zum Pauschaliennehmen gepreßt. Der Erpresser aber, das Publikum, leugnet jetzt, um die Herkunft der Mittel zur Befriedigung seiner Wünsche gewußt zu haben. Die Argumentation des Herrn Wolf hat bloß eine Lücke: Nur wenn eine psychiatrische Untersuchung feststellen sollte, daß er unter dem unwiderstehlichen Zwang, die 'Ostdeutsche Rundschau' herauszugeben, sich befindet, wird man zugeben können, er sei durch die Wünsche seiner Leser zur Annahme von Pauschalien gezwungen gewesen. Andernfalls aber wird man sich dafür entscheiden, daß Herr Wolf lieber die 'Ostdeutsche Rundschau' einstellen als sie durch eine Gelderannahme erhalten mußte, die er selber als unlauter erweist, indem er erzählt, daß nicht die Bahnen ihre Ankündigungen, sondern daß das Publikum diese in der 'Ostdeutschen Rundschau' zu sehen wünschte. Die 'Arbeiter—Zeitung' freilich, die das Schuldbewußtsein ihrer relativen Moral drückt, muß das Debakel des Herrn Wolf mit einsichtsvoller Milde aus den »allgemeinen Zuständen« der bekannten »österreichischen Preßunfreiheit« zu erklären suchen, die es verschuldet haben, daß »selbst ein so anständiges Blatt usw. sich genötigt sieht«. Ja, wo in aller Welt besteht denn eine Verpflichtung; die 'Ostdeutsche Rundschau' herauszugeben? Die Sehnsucht der Leser nach den Inseraten der Bahnen ist wohl nur ein Witz des Herrn Wolf, vom Galgenhumor seiner gegenwärtigen Situation eingegeben. Und die Wünsche alldeutscher Abonnenten mit ihrem Gelde zu bezahlen, haben die Bahnen sicherlich keinen Grund; sie geben Pauschalien gegen Leistungen, die sie selbst vom Zeitungsherausgeber, nicht für solche, die seine Leser von ihm erwarten. Wäre wirklich die Wichtigkeit der Veröffentlichungen für die Bahn der Maßstab ihrer Pauschalienleistung, dann dürfte nicht der Abdruck von Fahrplänen, Zugs— oder Tarifveränderungen, über die sich das interessierte Publikum auch anderweitig unterrichten kann, sondern dann müßte die tägliche Kursnotiz am höchsten bezahlt werden. Ein Wink für Erpresser und solche, die es werden wollen: Man könnte auch für jede Zeile des Kursblattes Bezahlung verlangen. Das wäre überdies noch raumsparend. Und wie jede andere strebt doch auch die Zeitungstechnik dem Ideal zu, mit dem geringsten Aufwand — an Papier und Druckerschwärze — die höchsten Leistungen zu erzielen. Leistungen Anderer natürlich.

* * *

[12.000 Gulden für die Armen der Stadt Wien!]

Die 'Ostdeutsche Rundschau' war vom Zuckerkartell bestochen. Das bestreitet ihr Herausgeber nicht. Der Verwalter des Blattes hat die Pauschalien des Zuckerkartells genommen, und weil er zugleich volkswirtschaftlicher Redakteur war, stand die Erfüllung der Bedingungen, unter denen die Pauschalien gegeben wurden, nur bei ihm. Denn daß Herr K. H. Wolf als Abgeordneter das Zuckerkartell nicht angreifen werde, war nicht ausbedungen, und die Unterlassung, die hierin Herrn Wolf nachgewiesen ist, war keine Leis-

tung gegen Entgelt. Ein Entgelt hat aber Herr Wolf persönlich auch für die Leistungen der 'Ostdeutschen Rundschau' vom Zuckerkartell nicht bezogen. Die 12.000 Kronen, die Herr Guttmann von den Zuckerleuten erhielt, hat er behalten und nur als Darlehen zwei Drittel der Summe ohne Wissen des Herrn Wolf der 'Ostdeutschen Rundschau' zur Verfügung gestellt. So ist denn — Herr K. H. Wolf behauptet's in seiner »Antwort auf Dr. Schalks Schmähschrift« — die Pauschalienaffäre völlig aufgeklärt, und »Sache des Herrn Dr. Schalk wird es sein, vor Gericht zu beweisen, daß Herr Guttmann mit meiner (Wolfs) Einwilligung oder auch nur mit meinem Wissen die Gelder des Zuckerkartells angenommen habe«.

Aber, mit Verlaub: gerade die wichtigsten Umstände in der Pauschalien-sache sind noch unklar, und ehe es zum Ehrenbeleidigungsprozeß gegen Herrn Dr. Schalk kommt, wird zwei Männern die Pflicht obliegen, sie aufzuklären. Die beiden sind der Staatsanwalt und — der Bürgermeister von Wien. Den Staatsanwalt kann der Verdacht nicht ruhen lassen, daß Herr Guttmann einen Betrug begangen habe, und um diesen zu verfolgen, hat er auf den Antrag des geschädigten Herrn Wolf nicht zu warten. Sind nicht, so muß er sich fragen, die Pauschalien ein aus dem Zeitungsgeschäft entspringender Nutzen, und war nicht Herr Guttmann als Gewalthaber (Bevollmächtigter) nach § 1009 a. b. G.—B. verpflichtet, diesen Nutzen seinem Machtgeber Herrn Wolf zu überlassen? Und weiter: sind jene 12.000 Kronen dem Verwalter der 'Ostdeutschen Rundschau' nicht ausdrücklich für das Blatt, also für seinen Herausgeber ausbezahlt worden? Darüber wäre der Geschäftsleiter des Zuckerkartells einzuvernehmen. Herr Guttmann aber hat 8.000 Kronen als Darlehen an die 'Ostdeutsche Rundschau' abgeführt und seine Darlehensforderung durch die Eintragung in die Geschäftsbücher sichergestellt; er hat sich also das Eigentum an fremdem Gelde widerrechtlich angemast, er ließ sich — höchstwahrscheinlich — von Herrn Wolf für das diesem gehörende Geld Zinsen zahlen, und wenn er, bevor die Broschüre des Herrn Hlawitschka erschien, gestorben wäre, so hätten seine Erben sicherlich jene 8.000 Kronen zurückgefordert. Und wie steht es, nachdem Herr Guttmann aus dem Verband der 'Ostdeutschen Rundschau' entlassen worden ist, um die restlichen 4.000 Kronen? Hat er sie Herrn Wolf ausgeliefert? Der Staatsanwalt wird das zu erforschen haben. Möglich ist es, daß seine Untersuchung rasch wieder eingestellt wird. Das müßte geschehen, wenn Herr Guttmann beweist, daß die Buchung der 8.000 Kronen als eines Darlehens nur zum Schein erfolgte und daß Herr Wolf die übrigen 4.000 Kronen richtig erhalten hat. Was Herr Wolf weiter getan hat, darf den Staatsanwalt — weil kein Gesetz heute noch Bestechung und Bestechlichkeit der Presse in Österreich verbietet — nicht kümmern. Ob Herr K. H. Wolf den Pauschalienbetrag dem Zuckerkartell etwa zurückgegeben, ob er ihn Herrn Guttmann geschenkt oder ob er ihn endlich ruhig eingesteckt hat, das ist keine juristische und nur eine moralische Frage — wofern man bei Zeitungen, die zwar in Gottesnamen nicht ehrlos, aber mindestens — im älteren Sinne des Wortes — »unehrlich« sind, moralische Fragen aufwerfen will. Einstellen müßte aber der Staatsanwalt seine Untersuchung auch, wenn sie ergäbe, daß Herr Guttmann die Pauschalien des Zuckerkartells nicht für die 'Ostdeutsche Rundschau', sondern für sich selbst — als volkswirtschaftlichen Schriftleiter — erhalten hat. Dann aber hätte, wo die Neugierde des Staatsanwaltes endet, jene des Bürgermeisters von Wien zu erwachen. Herr Dr. Lueger erinnere sich an den § 1013 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, in dem es heißt. »Es ist ihnen (den Bevollmächtigten) *nicht erlaubt, ohne Willen des Machtgebers in Rücksicht auf die Geschäftsverwaltung von einem Dritten Geschenke anzunehmen. Die erhaltenen*

werden zur Armenkasse eingezogen.« Von der Geltung dieses ganz vergessenen Paragraphen sind nur Geschäftsvermittlungen ausgenommen. Aber geradezu ein Schulfall des § 1013 a. b. G.—B. ist es, daß der Redakteur ohne Wissen des Chefs Geschenke annimmt gegen die Verpflichtung, sein Ressort im Sinne des Geschenkgebers zu führen. Herr Dr. Lueger muß namens der Armenkasse der Stadt Wien den Anspruch auf die 12.000 Kronen des Zuckerkartells anmelden und die Einleitung der Erhebungen fordern, die notwendig sind, um die Gültigkeit des Anspruchs zu erweisen. Die Entscheidung über die Zuckerpauschalienangelegenheit der 'Ostdeutschen Rundschau' kann nicht der Jury in einem Ehrenbeleidigungsprozeß überlassen bleiben. Außer der Möglichkeit, daß ein Herr Wolf diffamierender Wahrheitsbeweis erbracht wird, gibt es noch zwei ungleich interessantere: daß zwar der Ankläger der 'Ostdeutschen Rundschau' gutgläubig, aber Herr Guttmann ein Betrüger war, oder daß durch Herrn Guttmanns Geschenkkannahme das Zuckerkartell wider Willen zum Wohltäter der Armen wird.

* * *

[»Nur Krupp«]

Der »Verein der Montanindustriellen« hat gegen den Ausspruch des Kriegsministers, daß »nur Krupp mit absoluter Sicherheit einen Stahl von so hohen Qualitäten, wie er für die Erzeugung von Geschützrohren, aus welchen Brisanzgranaten geschossen werden sollen, notwendig ist, herzustellen in der Lage wäre«, protestiert. Man wird den Unmut der Herren, denen das Kanonengeschäft verdorben wurde, verzeihlich finden. Lächeln werden freilich, da die technische Autorität des Leiters der Skoda—Werke gegen jene des Artillerie—Inspektors v. Kropatschek, des Arsenaldirektors Thiele und des Oberstleutnants Maudry, des Direktors der Wiener Artillerie—Zeugsfabrik, ausgespielt wird, bloß die Waffentechniker und die Unbeteiligten; von den Stirnen der Börseaner wird der düstere Ernst, den der Kursfall der Creditaktien hervorgerufen hat, nicht so bald wieder verschwinden. Aber der »Verein der Montanindustriellen« beschuldigt nicht nur die artilleristischen Konstrukteure der Unwissenheit, sondern er zieht auch den Kriegsminister unpatriotischer Leichtfertigkeit. »Wenngleich auch der Zweck der vorstehenden Vorstellung«, so erklärt er, »nicht der ist, ein Urteil darüber zu fällen, welches Material für die Herstellung der Feldgeschütze das geeignetste ist, so hält es der ergebenste unterfertigte Verein unter nachdrücklichstem Hinweise auf das Vorgehen der anderen großen Staaten hinsichtlich der Verwendung von Stahlgeschützen für seine *patriotische Pflicht*, bei diesem Anlasse davor zu warnen, daß man etwa nur aus ökonomischen Gründen ein Material wähle, wodurch die Wirksamkeit unserer Kriegsmacht gegenüber denjenigen anderer Länder hintangesetzt wird.« Herr v. Krieghammer ist vom Regen in die Traufe geraten. Kaum sind die Angriffe der parlamentarischen Vertreter der Arbeiter, weil er zu viel Geld für Kanonen fordere, verstummt, so greifen ihn die Industriellen an, weil er zu wenig Geld fordere. Das ist die patriotische Pflicht der Industriellen. Und man darf den Industriellen das stählerne — das kanonenstählerne — Pflichtgefühl glauben. Ein Patriotismus, der Millionen eintragen soll, ist sicherlich wahr. Lehrt doch die Psychologie, daß die lustvollen Gefühle — zu denen der Patriotismus gehört — für das Individuum förderlich sind. †

* * *

Herrn v. *Chlumecky* hat man in der letzten Generalversammlung der *Südbahn* vorgeworfen, er vertrete als deren Präsident, weil die Rothschilds die größten Prioritätenbesitzer seien, das Interesse der Prioritäre statt des Aktionärinteresses. Herr v. *Chlumecky* hat erwidert, er habe sich überzeugt, daß die Rothschilds nur sehr wenig Prioritäten, aber sehr viele Aktien der *Südbahn* besitzen. Es ist nicht klar, was Herr v. *Chlumecky* damit beweisen wollte. Wollte er den Vorwurf, daß er die Interessen der Prioritäre vertrete, durch die Versicherung widerlegen, daß die Rothschilds sehr viele Aktien besitzen, oder wollte er die Behauptung, daß er das Interesse der Rothschilds vertrete, durch die Feststellung entkräften, daß die Rothschilds wenig Prioritäten besitzen? Was ist Herr v. *Chlumecky* eigentlich: Anwalt der Rothschilds oder der Prioritäre?

Die Generalversammlung der *Südbahn* hat einstimmig beschlossen, Herrn v. *Chlumecky* zu vertrauen. Ausgesprochen hat sein Vertrauen nur einer der Anwesenden. Es war Herr Dr. *Granitsch*, der Schwager des Herrn Dr. *Mündel*, Präsidialbeamten der *Südbahn*. Und Eingeweihte erzählten, Herr Dr. *Granitsch* beziehe von seinem Schwager nicht nur die Informationen, die ihn zu seinem Vertrauen, sondern auch die Aktien, die ihn in die Generalversammlung gebracht haben. Natürlich gehören diese Aktien nicht Herrn Dr. *Mündel*, sondern seinen Chefs, der Verwaltung der *Südbahn*, die mit der Vertretung durch Herrn Dr. *Granitsch* eines der bekanntlich noch immer nicht verbotenen »Geschäfte in sich« gemacht hat.

Wenn Herr v. *Chlumecky* mit Mitteilungen kargt, sollten die *Südbahn*—Aktionäre ihre Fragen an die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrates richten. Da sitzen die Verwaltungsräte Grafen *Bombelles* und *Ceschi a Santa Croce* und der Baron *Nopsca*, und werden in der Generalversammlung so wenig gefragt wie vermutlich in den Verwaltungsratssitzungen. Wäre es nicht angezeigt, sich bei den Herren zu erkundigen, ob sie die Interessen der Prioritäre oder jene der Aktionäre vertreten? Es ist anzunehmen, daß sie, wie sie's im Verwaltungsrate gewohnt sind, mit Ja antworten würden. Aber man könnte dann weitergehen und fragen, ob die Herren den Unterschied zwischen Prioritäten und Aktien kennen ¹. Das aber wird ein neues Aktiengesetz zu bestimmen haben: daß sämtliche Verwaltungsräte bei Strafe des Mandatverlustes und der Nichtwiederwählbarkeit der Generalversammlung beiwohnen müssen und daß es jedem Aktionär freisteht, von einem bestimmten Verwaltungsrat Auskunft zu verlangen. *Strenge öffentliche Prüfungen der Verwaltungsräte*: ohne dies Mittel gibt es keinen Aktionärschutz. +

* * *

Ob Professor *Lammasch*, dessen glänzende Herrenhausrede zum Justizetat auch den Beifall des 'Extrablatt' gefunden hat, wohl jetzt stolz in Wien umhergeht? Jedenfalls ist ihm die größte Ehrung widerfahren, die von dieser Seite überhaupt zu erwarten war. Seine Rede ist nicht nur »überaus interessant«, er selbst »der berühmte Strafrechtslehrer unserer Universität« genannt worden — nein, mehr, viel mehr: das 'Extrablatt' hat die Rede *in einzelne Abschnitte geteilt* und jeden einzelnen mit einem *Titel* versehen, ganz

1 Bei den diversen Bankenpleiten im Zuge der sog. »Eurokrise« (»Der Euro wird so stabil wie die Mark!«) erfuhr man, daß einige der gutbezahlten Aufsichtsratsposten als Geschenk für erwiesene Dienste an Politiker gegangen waren. Diese hatten aber — sie sind **Politiker** — von Tuten und Blasen keine Ahnung.

als ob's über einen Mord zu berichten gälte. Wir lasen da: »Einschränkung der Todesstrafe« — »Das Kind als Verbrecher« — »Ein Kuriosum« — »Die Begegnung beim Agnesbründl« — — »Schutz den Frauen« usw. Namentlich durch die »Begegnung beim Agnesbründl« — dieser Titel bezieht sich auf eine Bemerkung des Gelehrten über das Lotteriespiel — hat Prof. Lammasch das Herz des 'Extrablatt' gewonnen. Aber ach, er wird es, wenn seine staats— und kulturerhaltenden Absichten das neue Strafgesetz durchdringen werden, nur zu bald wieder abstoßen! Denn wenn auf blutrünstige Abbildungen, Illustrationen von Familienkatastrophen und sonstige Methoden der Volksverdummung schwere Freiheitsstrafen gesetzt werden, so hört das 'Extrablatt' zu bestehen auf und wird dann schon aus diesem Grund den Professor Lammasch nicht mehr loben können ...



[Von der Familie Schrötter]

Wieder wird in medizinischen Kreisen von *Schrötters* gemunkelt. Natürlich nicht von ihren wissenschaftlichen Leistungen. Von denen erfährt man allemal nur aus den freisinnigen Tagesblättern. Aber es gibt wieder, so heißt es im Allgemeinen Krankenhaus, eine »Affäre Schrötter«. Diesmal ist — der Sohn untersteht der Disziplinargerichtsbarkeit des akademischen Senats nicht mehr — der Vater in Disziplinaruntersuchung gezogen worden. Schrötter junior hat an der Klinik Schrötter seniors, so erzählt man sich, obwohl er dieser Klinik nicht mehr angehören darf, weiter praktiziert, aber — gegen Entgelt. Das ist bekanntlich streng verboten. Kürzlich soll er dort eine Tracheotomie vorgenommen haben, und die Chirurgen Gussenbauer und Eisersberg sollen die Anzeige erstattet haben. Die liberale Tagespresse, die für jede geschmacklose Toilette vom Marsfest einen beschreibenden Reporter aufbringt, hat diese Affäre totgeschwiegen oder, was noch schlimmer ist, ohne Nennung des Namens Schrötter von ihr Notiz genommen. — Aufgefallen ist, daß Hofrat v. Schrötter neulich bei der Tuberkulosebekämpfung—Versammlung fehlte. Alland war nur durch den Fürsten Fürstenberg vertreten. Ob der wohl weiß, daß es um die Allander Anstalt schlecht steht? Die Erfolge, so behaupten Eingeweihte, sind gleich Null, und das habe auch Schrötter senior bereits eingesehen und sei der Überzeugung, daß eine Besserung nur erzielt werden könne, wenn der Anstaltsdirektor v. Weismeyer zurücktritt und — durch Schrötter junior ersetzt wird ...

* * *

[Neue Wiener Physik]

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Der »Neuen Freien« ist die »Neue Wiener« Physik des Steyrermühlblattes vollkommen ebenbürtig. Ja die jüngste Errungenschaft der letzten, die ein Herr Dr. M. Wilhelm Meyer am 31. Mai in dem Feuilleton »Die Ernte des Todes« ausposaunt hat, übertrifft den in der 'Neuen Freien Presse' verübten Spatzentotschlag¹

1 Heft 93 "Neue Freie Physik" # 07

bei weitem an Raffinement. Schreibt da Herr Dr. Meyer im 'Neuen Wiener Tagblatt':

»Die Vulkane werden heute nicht mehr als Ventile angesehen, durch die ein ehemals angenommenes glühendes flüssiges Innere mit der Außenwelt kommuniziert und den durch die Abkühlung des Erdballes bewirkten Überdruck der festen Kruste ausgleicht. *Unter dem gewaltigen Druck der überliegenden Schichten kann das Erdinnere überhaupt nicht flüssig sein, ebenso wie in einem festgeschlossenen Topfe Wasser nicht sieden kann.*«

Dieser Satz ist geeignet, eine geradezu vulkanische Umwälzung aller physikalischen Begriffe herbeizuführen. Denn den Unterschied, den man bisher schon in der dritten Gymnasialklasse zwischen zweien grundlegenden machen lernte, hebt Herr Dr. Meyer einfach auf. Die alte Physik kannte zwei Gesetze. Das eine handelte von der Beziehung zwischen dem Druck und dem Schmelzpunkt fester Körper, das andere von der Beziehung zwischen dem Druck und dem Siedepunkt flüssiger Körper. Nun aber kommt die Neue Wiener Physik und stellt durch ein kühnes »ebenso wie« die Identität von Schmelzen und Sieden her. Und zugleich wird ein Gesetz betreffend das Sieden, das sogenannte Gesetz von den kritischen Temperaturen, mittelst Verordnung vom 31. Mai von Herrn Dr. Meyer umgestoßen, indem er erklärt, daß »in einem festgeschlossenen Topfe Wasser nicht sieden kann«. Vor dem 31. Mai 1902 konnte nämlich das Wasser das und tat es auch, mochte der Druck noch so hoch gesteigert werden, wenn die Temperatur von 411 °C erreicht war. Und meistens bedurfte es einer so hohen Temperatur gar nicht, weil der »festgeschlossene Topf« — z. B. einer der Papin'schen Töpfe, in denen die Köchinnen gern das Fleisch sieden — schon bei einem Druck von wenigen Atmosphären sein Ventil öffnete und das Sieden erlaubte. Wenn aber der Topf auch noch so viel Druck aushielt, konnte die Erhöhung des Drucks das Sieden immer nur verzögern, niemals verhindern. Mit einem einzigen Satze ist also Herr Dr. Meyer über die Kluft, die zwischen grundverschiedenen physikalischen Begriffen bestand, hinweggesprungen, und man wird ihn in Zukunft gewiß als einen der größten feuilletonistischen Physiker verehren. Denn das Wesen der feuilletonistischen Physik ist, zugleich zu belehren und zu unterhalten: d. h. die physikalisch Ungebildeten zu belehren und die physikalisch Gebildeten zu unterhalten. Allen, welche die Unterhaltung suchen — die Belehrung dürfte wohl das Geld nicht wert sein — sei mitgeteilt, daß Herr Dr. Meyer, wie er im 'Neuen Wiener Tagblatt' verriet, außer Feuilletons auch Bücher geschrieben hat. Der Titel des einen lautet: »Der Untergang der Erde und die kosmischen Katastrophen.« Die darin entwickelten Theorien sollen auf der Nichtunterscheidung sämtlicher physikalischen Begriffe aufgebaut sein. Kenner freilich wollen gerade bei diesem Buche einen sonst nicht bestehenden Unterschied machen und behaupten, daß sich hier die Begriffe »Volumen« und »Inhalt« nicht decken. Das Volumen sei groß, der Inhalt gering. Doch genug des Spotts über Herrn Dr. Meyer! Werden wir ernst: Wie schrecklich ist es, wenn Unwissenheit sich erdreistet, zu belehren, und welcher Mut gehört selbst dem Leserkreise volksverdummender Blät-

ter gegenüber dazu, öffentlich über die Fragen einer exakten Wissenschaft zu schreiben, von der man nicht das Geringste versteht!

* * *

[Der Interviewdichter]

Daß Herr Rudolf Lothar ein Dichter sei, hat ihm, da er aus allen Städten zwischen Neapel und Hammerfest die Triumphe des »König Harlekin« telegraphierte, niemand geglaubt, und hartnäckig blieben die Leute dabei, nachweisen zu wollen, woher der geschäftige Literaturreisende den Stoff eines Theaterstückes, den er für sein eigenes Erzeugnis ausgab, bezogen habe. Aber die Fabulierkunst, die niemand Herrn Lothar zutraute, hat jetzt Herr Th. Thomas bewiesen. Noch eine Namensänderung, und Spitzer wird vielleicht ein Dichter sein. Einstweilen hält er noch beim dritten Namen und, weil der Fabuliergebe die Kraft künstlerischer Gestaltung fehlt, statt des Dichtens noch beim Erdichten. Dreimal ist er binnen drei Wochen ertappt worden. Das erstemal ging es noch glimpflich ab. Thomas hatte die Schauspielerin Lehmann sagen lassen, mit Gerhart Hauptmann sei es aus. Aber die Schauspielerin des Berliner Deutschen Theaters hat, da eben das Theater ein Gastspiel in Wien absolvierte, die 'Neue Freie Presse' nicht zu dementieren gewagt und von dem Direktor Brahm wahrscheinlich bloß Erlaubnis erhalten, durch Herrn Siegfried Löwy in Berlin versichern zu lassen, daß sie, was Thomas geschrieben, nicht gesprochen hatte. Da ward Herr Thomas kühner. Acht Tage später überfiel er den völlig ahnungslosen Goldmark mit einem Interview. Dieser arme Goldmark kann sich, obwohl er seit Richard Wagners Tod und durch Richard Wagners tief empfundenen Einfluß der größte lebende Musikdramatiker geworden ist, der liberalen Protektion ebensowenig wie der — viel ungefährlicheren und viel ehrenvolleren — antisemitischen Gegnerschaft erwehren. Für Freund und Feind ist er nicht sowohl zum Musiker wie als Jude geboren. Und Herr Th. Thomas fühlt sich mit ihm so sehr eines Glaubens, daß er ohneweiters auch die eigenen musikalischen Überzeugungen bei Goldmark voraussetzt. Herr Thomas fragte also den Meister um seine Meinung über den Ausspruch Wilhelms II., daß ihm Wagners Musik zu lärmend sei, und Sonntags erfuhr der Schottenring, daß Goldmark über den deutschen Kaiser und die moderne Musik durchaus dasselbe wie die 'Neue Freie Presse' denke. Aber schon Montag dementierte Goldmark. Er hat's gewagt; angesichts des Herrn Thomas konnte der tief eingewurzelte Respekt vor der Machthaberin in der Fichtegasse nicht Stand halten. Die Ausrede, daß Goldmark jene Äußerungen über Kaiser Wilhelm wirklich getan und nur nachträglich aus Ängstlichkeit dementiert habe, läßt sich nicht gebrauchen, da Goldmark versicherte, daß er auch über musikalische Persönlichkeiten — Richard Strauss und Hauser — nichts oder das gerade Gegenteil von dem gesagt habe, was ihm Thomas in den Mund gelegt hatte. Auf dramatischem und musikalischem Gebiet geschlagen, warf sich Rudolf Lothar, noch warm vom heißen Ringen um »Peer Gynt«, zuletzt auf die Kulturgeschichte, die darob heftig erschrak, und debütierte am folgenden Sonntag mit einem Artikel über das Kalifenschloß Amra. Das war endlich ein Stoff aus dem heimatlichen Orient, und hier konnte sich die östliche Phantasie ungehemmt ergeben. Amra ein einfaches Badeschlößchen? Unmöglich! Herrn Thomas »drängt es sich auf, ob das ganze märchenhafte Gebäude nicht eine Kultstätte war für die Riten eines Geheimbunds«. Eines ähnlichen Bundes, meint er vorsichtig, wie jenes der Manichäer. Und die ahnungsvollen Leser der 'Neuen Freien Presse' denken den Gedanken weiter: Gewiß, die uralten Anfänge, von denen das Freimaurertum so

geheimnisvoll erzählt, haben hier eine Stätte gehabt. Aber Tags darauf erhält die 'Neue Freie Presse, aus »akademischen Kreisen« eine Zuschrift: Alles war Schwindel. Den Hypothesen des Dichters stehen unzweifelhafte Tatsachen, Inschriften etc., gegenüber. Auch mit dem Kulturgeschichten—Erzählen ist es nichts. So muß der Interviewdichter rastlos nach neuen Stoffen suchen. Und auf jeden Sonntag folgt ein Montag, an dem ein eben gesponnenes Lügengeewebe wieder aufgetrennt wird. Die ungläubigen Leser des Thomas werden nachgerade kopfscheu. Und Herr Lothar hat in dieser Hetzjagd zwischen Interviews und Dementis seine Aktentasche verloren.

* * *

[Eine Aktion gegen den Mont Pelée]

Die Gräfin Kielmansegg, Direktor Bukovics und der unvermeidliche Herr Lothar haben sich zu einer Aktion gegen das vulkanische Treiben des Mont Pelée vereinigt. Am 29. Mai erschien in der Wiener Tagespresse ein Aufruf, der nicht nur die Versicherung enthielt, daß es »den Franzosen ein Trost in ihrer schweren Heimsuchung« sein werde, wenn die Aufführung der »Arleserin« im Deutschen Volkstheater ein »volles Haus« machen würde, sondern der auch verhiess: »Dann wird sich auch mit Bezug auf die Katastrophe in Martinique das Dichterwort erfüllen, Neues Leben blüht aus den Ruinen.« Und am 31. Mai rief Herr Lothar in einem Prolog dem im Deutschen Volkstheater versammelten Publikum zu: »Gebt mit vollen Händen!« und versprach ihm: »Die Liebe spricht das Schöpferwort: es werde! Und seht, ein neues Eiland steigt herauf und neue Menschen greifen zu dem Pfluge.« Herrn Lothars Aufforderung, mit vollen Händen zu geben, kam bei einem Theaterpublikum, das die erhöhten Sitzpreise bereits bezahlt hatte und sich zu weiteren Leistungen für die Opfer von Martinique durchaus nicht verstehen wollte, zweifellos zu spät, und Leute, die noch außerhalb des Deutschen Volkstheaters weilten, konnte der Prolog — wenn er schon die drinnen Sitzenden nicht hinaustrieb — keinesfalls in das Haus locken. Dagegen ist die Verheißung des Wiederaufblühens von Martinique infolge der 3000 Francs, welche die Wiener Wohltätigkeitsvorstellung ergeben hat, wohl verfrüht. Denn ob wirklich auf Martinique neues Leben blühen und der Pflug Furchen ziehen wird, das hängt nicht von der Gräfin Kielmansegg und Herrn Lothar, die es so voreilig versprochen haben, sondern ausschließlich vom Mont Pelée ab. Hoffen wir, daß der Vulkan — in Prosa und Versen — mit sich reden lassen wird. Es wäre geradezu unhöflich, wenn er's nicht täte und angesichts der Verse des Herrn Lothar am Ende weiterspeien wollte. Den Eindruck einer Ehrfurchtsbezeugung vor den Premierbesuchern des Deutschen Volkstheaters würde das wenigstens gewiß nicht machen. Und während die vulkanischen Eruptionen bisher von den Geologen als »revolutionäre Erscheinungen« aufgefaßt worden sind, würde der Mont Pelée dann unbedingt in den Ruf reaktionärer Gesinnung gelangen.

* * *

[Künstler und Mitgeher]

»Mitgeher« wünscht sich der Künstler. Nun, das ist Herr W. *Fred*, ein *Wechsler* seines Namens und immerfort auch des Schauplatzes seiner Taten; der geht per Schnellzug — zwischen Wien, Berlin, Paris und Turin — und sogar per Dampfer — nach London — mit den modernen Künstlern mit. Am liebsten mit Herrn *Olbrich*, dem Darm—Wiener. So hörten wir neulich wieder

Neues — im 'Neuen Wiener Tagblatt' (28. Mai) — von Herrn Olbrich. Herr W. Fred hatte die Turiner Ausstellung gesehen und sich nach Darmstadt zurückversetzt geglaubt: »Da ist das bunte Portal«, schreibt er, »mit den flachen Dächern, dem Schachbrettmuster und den Wellenlinien, wie es Olbrich *vor einem Jahre* gebaut hat. *Da sind die Reißbretthäuser, über die er heute lächelt.*« Wahrhaftig, was vor einem Jahre ein »Dokument deutscher Kunst« war, ist jetzt zum Schüleraufsatz degradiert, den der geistig gereifte Mann belächelt. Herr W. Fred hat Herrn Olbrich sicherlich mit eigenen Augen lächeln gesehen. Oh über die Armen im Geiste, denen die Darmstädter Bauten wie im Vorjahre noch heute gefallen! Hat sich Herr Hermann Bahr diesmal nur rechtzeitig überwunden? Oder ist er vielleicht gar noch ernst, während Olbrich schon lächelt? Man sollte den geistigen Wandlungen endlich einmal die technischen Errungenschaften der Zeit dienstbar machen. Herrn Olbrichs rascher Entwicklung wird Herr W. Fred im Schnellzug nicht immer nachkommen. Der letzte Kunststandpunkt müßte jederzeit telegraphisch oder telefonisch verbreitet werden, und nicht im Feuilleton, sondern in der Rubrik »Neuestes« wird künftighin Kunstgeschichte getrieben werden. Erklärt denn nicht schon das Wort »Mitgehen«, das — in der Zeit der gedankenschnellen Überbrückung räumlicher Entfernungen — die langsamste Bewegung für die metaphorische Bezeichnung des Fortschritts im Kunstgeschmack verwendet, zur Genüge die allgemeine Rückständigkeit der Kunstanschauungen? Die modernen Künstler werden um eine passendere Bezeichnung für ihre Versteher bemüht sein müssen. Die unaufhörliche Teilnahme am geistigen Leben des Künstlers müßte in ihr ausgedrückt werden. So wie etwa das Wort »Mitesser« die unaufhörliche — und auch nicht unappetitlichere — Teilnahme am körperlichen Leben des Individuums bedeutet. □

* * *

Entartung

Aus Paris wird berichtet:

»Während der vorgestrigen Vorstellung kam es im Theater Sarah Bernhardt im Parkett zu einer lebhaften Szene, die großes Aufsehen erregte. Ermete Novelli gab den Shylok, und das Haus war dicht gefüllt. Als *Max Nordau* ins Theater kam, bat er eine alte Dame, neben der ihr Sohn, ein bekannter Schriftsteller, saß, ihm Platz zu machen. Da die Dame dieser Aufforderung nicht Folge leistete, schaffte Herr Nordau sich *brüsk Zugang zu seinem Sitze*. Als hierauf der Sohn der alten Dame Nordau insultierte, antwortete dieser mit einer Ohrfeige, die quittierte wurde. Es entstand eine regelrechte Rauferei, die erst durch das Dazwischentreten einiger Saaldiener und Theaterbesucher ihr Ende fand.«

* * *

[Die Karriere Hartel juniors]

Liebe Fackel!

Ist es dir nicht aufgefallen, daß Vater Hartel vor einem halben Jahr, als sein Sohn, damals Konzipist, *turnusgemäß* im Ministerium für Kultus und Unterricht Vize—Sekretär werden sollte, diesen nicht ernannte? Seine Feder sträubte sich gegen solche Beförderung. Zur Belohnung dieser starren Korrektheit ernannte Herr v.

Koerber, der es als Chef der Regierung nicht dulden konnte, daß einem Ministerialkonzipisten Unrecht geschieht, Hartel den Sohn zum Ministerial—Vizesekretär im Ministerium des Innern. (Als solcher macht er jetzt Luftschifffahrten mit dem bekannten Dr. v. Schrötter) ... Rührendes Rechtlichkeitsgefühl ... Ein Wunder, daß die Presse es nicht belobte!

Das Geschäft ist aber das folgende: Hartel junior bleibt als Vize des *Innern* dem *Kultus und Unterricht* zugewiesen, wie nur irgend ein protektionsmäßig einberufener Bezirkskommissar oder Statthaltereipraktikant. Er wird daher aus dem Budget des C & U »beköstigt«. Aber er *avanciert* im Status des *Innern*. Folge: dort gibt es blitzwenig Vize; dort wird Hartel II. sehr rasch der *rangälteste* sein, und Herr v. Koerber, dem kein Verdienst entgeht, kann ihn dann zum Ministerial—Sekretär befördern, ohne Rücksicht auf Vormänner »seines« Beamten. Ist das geschehen, so kann ihn das Ministerium für C & U als *Sektionsrat* wieder übernehmen, wird es sogar müssen, weil er beständig im C & U geblieben sein und sich daher *Verdienste* erworben haben wird, namentlich, wenn in deren Würdigung der allwissende Kabinettschef den Jüngling in zwischen dekoriert haben und Hartel Vater abgegangen sein wird. — Profit auf dem Wege starrer Rechtlichkeit und größten Zartgefühls: *Fünf Jahre Ersparnis an Zeit* im Avancement!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Herrenhausreden]

Demokrat. Der Unterschied ist der: die Unfähigen im Herrenhause schweigen, während die Unfähigen des Abgeordnetenhauses am häufigsten und am lautesten sprechen. Aber in zwei Tagen hat das Herrenhaus bei der Budgetberatung mehr geleistet als das Abgeordnetenhaus in sieben Monaten. In jenem Meer von Redseligkeit, das während des letzten Sessionsabschnittes in der Volksvertretung flutete, ist nicht so viel Salz enthalten wie in den vier Reden der Herren Wilhelm v. Berger, Gomperz, Lammasch und sogar des Herrn v. Plener. Das blöde Geschimpfe auf die »Herrenhäusler« mag man der 'Arbeiter—Zeitung' gönnen. Sie muß ja über eine Rede des Herrn Seitz in Begeisterung geraten und einen Lammasch mit ein paar ungezogenen Bemerkungen abtun.

[Krankenkassen und Apotheker]

Pharmazeut. Es braucht nicht erst eigens betont zu werden: eine Aktion gegen die Ausbeutung proletarischer Kranken durch die Apotheker, wie die in der No. 104 der 'Fackel' angeregte, würde zugleich einer großen Anzahl von Pharmazeuten ein ausreichendes, gesichertes Einkommen und Pensionsberechtigung verschaffen. Da heute kein anderer Intelligenzberuf unter einer ähnlichen Ausbeutung zu leiden hat wie der pharmazeutische — die Arbeits— und Einkommensverhältnisse des Apothekerpersonals sind einer der schlimmsten öffentlichen Skandale —, wäre schon um dessentwillen allein die Gründung möglichst vieler in öffentlicher Regie betriebenen Apotheken wünschenswert. Nicht gegen, sondern für den Pharmazeutenstand tritt die 'Fackel' auf, und sie bekämpft auch hier nichts als den Kapitalismus, dessen Auswüchse im Apothekerwesen besonders gefährlich sind. Ein heftiges Plädoyer

für die Ausbeuterinteressen veröffentlicht als Antwort auf den Artikel der 'Fackel' soeben die 'Pharmaceutische Post' (No. 22, 1. Juni), Von den sachlichen Behauptungen wird keine widerlegt. Der Vorwurf, die 'Fackel' hätte verschwiegen, daß die Militärapotheken nur den Preis der Ware als solcher, nicht aber Regiekosten, Mietzins, Arbeit etc. berechnen, ist zu unsinnig, da doch die 'Fackel' bloß eine Ersparnis von 52 ½ % beim Medikamentenetat als möglich bezeichnet hat, während die Medikamentenpreise in den Militärapotheken, weil eben nur der Preis der Ware selbst gefordert wird, um mehrere hundert Prozente hinter jenen der gewöhnlichen Apotheken zurückbleiben. Eine grobe Fälschung ist es aber, wenn die 'Pharmaceutische Post' als Kronzeugen gegen die 'Fackel' die — Kassenärzte anführt und mit gesperrtem Druck aus deren Memorandum den Satz zitiert, daß »an den Medikamenten, ohne Gefährdung des Heilerfolgs, selbst der Gesundheit und des Lebens der Kranken keine weiteren Ersparungen gemacht werden können«. Natürlich wenden sich die Kassenärzte bloß dagegen, daß Ihnen die Leitung der Kassen verschwenderisches Gebaren mit Medikamenten vorwirft. Wir können, behaupten sie, nicht weniger Medikamente geben. Und es ist ja auch wahr, daß man dem gemeinen Mann selbst dort, wo eine Verschreibung unnötig ist, meistens um der Suggestivwirkung willen eine Arznei verordnen muß, weil er sich sonst vernachlässigt glaubt. Was aber hat die Menge der Medikamente mit ihrem Preis, was das Medikamentensparen mit der Ersparnis bei den Medikamenten zu tun? Höchstens jene von den Ärztekammern noch immer nicht gemäßregelten Ärzte, die von den Apothekern Prozente beziehen, könnten sich gegen die Verbilligung der Medikamente aussprechen.

[Die Zurückhaltung des Urteils]

Arzt. Das 'Neue Wiener Journal' schreibt:

»Tuberkulose, Krebs und chronische Nierenentzündung — diese furchtbare Trias, die noch immer schwer auf dem Menschengeschlechte lastet, will ein Mecklenburger Arzt, Dr. Krull, durch eine neue Behandlungsmethode zur Heilung bringen. Dr. Krull glaubt auf Grund eines mehr als 1800 Patienten umfassenden Materialeis zu der Annahme berechtigt zu sein, daß Einspritzungen einer stark verdünnten Lösung von Ameisensäure in der Tat jene schrecklichen Krankheiten zum Stillstand bringen. — — — Die Ankündigung des Mecklenburger Arztes nimmt sich ETWAS PHANTASTISCH AUS; DIE MISSERFOLGE, die zahlreiche andere Behandlungsmethoden bisher gezeitigt haben, lassen eine GEWISSE ZURÜCKHALTUNG DES URTEILS GERECHTFERTIGT erscheinen, und das UM SO MEHR, ALS ES BISHER AN EINWANDFREIEN NACHPRÜFUNGEN DER METHODE UND IHRER RESULTATE FEHLT.«

Wie gewissenhaft! Die Mißerfolge aller möglichen Behandlungsmethoden der Tuberkulose lassen »eine gewisse Zurückhaltung des Urteils« gerechtfertigt erscheinen. Des Urteils? Ja. Aber um Himmelswillen doch nicht des Inseratagenten? Eine Preisfrage: Welches Wiener Blatt — liberal oder antisemitisch, bürgerlich oder proletarisch — verschließt der Reklame für das Tuberkulosemittel des Dr. Krull die Spalten seines Annoncentails?

[Frischauer und Lemaitre]

Panamist. Herr Berthold Frischauer depeschierte neulich, Jules Lemaitre, »welcher in der Plakaten—Literatur viel Bedeutenderes leistet als in der schönen Literatur«. habe anlässlich des Humbert—Skandales einen Wahlauftrag erlassen. Dies fachmännische Urteil eines Mannes, der selbst in der schönen Literatur so Bedeutendes leistet, ist aus der folgenden Stelle des von Lemaitre erlassenen Aufrufes zu erklären :

»Waldeck—Rousseau wußte alles seit fünf Jahren. Warum ist er in den letzten drei Jahren, da er Minister—Präsident ist, nicht gegen die größte Betrugerei des Jahrhunderts eingeschritten? Warum gab er nicht den Auftrag, die Untersuchung einzuleiten? Weil Frau Humbert nur ein Instrument war, weil zahlreiche Personen, die den Regierungskreisen und DER FREIMAUREREI ANGEHÖREN, IN DIESE UNERHÖRTE AFFÄRE VERWICKELT SIND.«

[DIE FAHRPLÄNE DER SÜDBAHN]

Südbahnpassagier. Sie schreiben.

»Am 21. Mai wollte ich von Atzgersdorf nach Wien fahren. In der Station prangte ein mit fetten Lettern gedruckter, vom 1. Mai bis 1. September gültiger Fahrplan; der dem Fahrplan entsprechende Zug sollte um 7:55 abends kommen. Da wenige Minuten vor Eintreffen des Zuges der Billettenschalter hermetisch geschlossen blieb und das Publikum ungeduldig wurde, erfuhren wir zu unserem Staunen, daß der besagte Zug erst vom 1. Juni an verkehren werde. Ob auch andere Züge, die auf dem vom 1. Mai an gültigen Fahrplan verzeichnet stehen, erst vom 1. Juni an verkehren, weiß ich nicht. Jedenfalls ist es eine niedliche Eigentümlichkeit der Südbahn, Fahrpläne auszugeben, die, vom 1. Mai datiert, erst einen Monat später volle Gültigkeit haben.«

Alles findet seine Erklärung. Die Fahrpläne der Südbahn dienen weder im Mai noch im Juni zur Orientierung des Publikums. Kein Mensch kann wissen, wann und ob überhaupt ein Südbahnzug in einer Station ankommt. Man tut gut, sich an die mündliche Auskunft des Personals zu halten, und kann sich viel besser nach der bekannten Antwort des Badener Stationsbeamten: »So um'ra elfe kommt er gern!« richten als nach dem Fahrplan, wenn man annähernd wissen will, wann ein Zug der Südbahn eintrifft. Mit den Fahrplänen ist's also nichts. Wenn sie dennoch ausgegeben werden, so hat das seine besonderen Gründe. Erstens hat die Südbahnverwaltung bei anderen Bahnen Fahrpläne bemerkt und die Erfahrung gemacht, daß dergleichen Lektüre zum Ausfüllen der Wartepausen in den Anschlußstationen ganz gut geeignet ist. Zweitens aber sind die Fahrpläne zur Orientierung für die ZEITUNGEN da, die dann genau wissen, wie sie sich bei der Generalversammlung zu verhalten haben. Die Generalversammlung der Südbahn fand diesmal im Monat Mai statt. Darum mußte der eigentlich erst für den Juni berechnete Fahrplan schon am 1. Mai »eingeschaltet« werden. Dadurch entsteht nicht die geringste Verwirrung. Denn seien Sie unbesorgt — der Zug, auf den Sie in Atzgersdorf gewartet haben, kommt auch vom 1. Juni an nicht um 7:55. Der Ruf: »Atzgersdorf, aussteigen!« hat für diese Bahn mehr eine symbolische Bedeutung ...

[»Eine Offerte«]

Börseaner. Der Ausdruck »eine Offerte« (anstatt »ein Offert«), den der Economist neulich in dem Artikel über die Verstaatlichung der Staatseisenbahn—Gesellschaft öfter gebrauchte, wird mit Vorliebe in der Sprache der Wiener Bankdirektoren angewendet. Angeblich stammt das Wort in dieser Form aus dem Französischen, dort ist es jedoch ausschließlich ein Ausdruck der katholischen Liturgie und bedeutet jene Partie der Messe, bei welcher der Priester Brot und Wein heiligt. In Wien wird es aber auch bei Anbetung des goldenen Kalbes gebraucht.

[Die Mitarbeiter des 'Neuen Wiener Journal']

Leser. Das 'Neue Wiener Journal' ladet in einem Prospekte zu einem »Monatsprobeabonnement« ein und macht dem Publikum durch Aufzählung seiner »Mitarbeiter« den Mund wässrig. An der Spitze wird HERR BUCHBINDER

genannt. Das kann niemanden Wunder nehmen. Aber auch Alphonse DAUDET fungiert unter den Genannten. Der bereits seit Jahren tote französische Romancier wird sich vielleicht ob der Ehre, die ihm da angetan wird, im Grabe umdrehen, allein darauf wird sich auch seine Tätigkeit für das 'Neue Wiener Journal' beschränken; eine Abfassung von Beiträgen dürfte unter den gegebenen Umständen gänzlich ausgeschlossen sein. Der wertvollste, immer rührige und eigentlich einzige belletristische Mitarbeiter des 'Neuen Wiener Journal' fehlt in der Liste: Die Schere des Herrn Lippowitz.

[Griechenland No. 16040]

Aufpasser. Mein Gott, mein Gott, man kann nicht hinter allem her sein. Also: 'Neues Wiener Tagblatt' vom 22. Mai: Dame der guten Gesellschaft, blond, 30 Jahre alt, sucht junge und gleichgesinnte Freundin. Anträge unter Griechenland Nr. 16040 hauptpostlagernd. Nur gegen Schein.« Der edle, ewig hilfsbereite Wilhelm Singer! Hoffentlich hat die Dame der guten Gesellschaft das Land der Griechen, das sie mit der Seele und mit einer Annonce suchte, gefunden!

[Schopenhauer über das Zeitungsdeutsch]

Sammler. Sentimentales über rumänische Auswanderer: »Es sind Frauen und Kinder aus Rumänien, die ihren Gatten und Vätern nach Amerika nachfolgen. Die Männer sind vor zwei Jahren hinübergewandert — — — — Die Mütter haben oft noch Säuglinge im Arm ... « Na, es ist nicht das Schlimmste, was der 'Neuen Freien Presse' in diesen Tagen passiert ist. Deutsch können die armen Teufel, die dem deutsch—österreichischen Bürgertum tagtäglich Bildung zuführen müssen, noch immer nicht. Ein Literaturkritiker unseres Weltblattes hat neulich »ohne« mit dem Dativ konstruiert: »Aber auch ohne dieser drakonischen Maßregelung«, meinte er, zählte Amphitheatrow zu den populärsten Schriftstellern des modernen Rußland«. Und ohne dieser drakonischen Maßregelung der deutschen Sprache werde die 'Neue Freie Presse' nicht zu den populärsten Blättern des modernen Österreich zählen. Das 'Neue Wiener Tagblatt' muß trachten, hinter der Konkurrenz nicht zurückzubleiben. Darum läßt es bald darauf einen seiner Feuilletonisten — er heißt allerdings W. Fred und so wird's ihm nicht schwer — »begegnen« mit dem Akkusativ konstruieren. »Es ist eine schöne Sache ums Reisen«, versicherte er; »mir fällt das immer ein, wenn ich meine braven Mitmenschen in Italien begegne, diese armen Sklaven der Sehenswürdigkeiten.« Und es ist eine noch schönere Sache ums Deutschschreiben; mir fällt das immer ein, wenn ich meine braven Kollegen von der Feder begegne, diese armen Sklaven des Meinungsdienstes. Da ist die Schere vom 'Neuen Wiener Journal' besser dran; sie hat nichts gelernt und nichts vergessen. Legt der Herr Redakteur sie beiseite und ergreift er zur Abwechslung einmal die Feder, so geht's schief. Da plauderte er kürzlich über allerlei Methoden, sich in der Gesellschaft beliebt zu machen, und gab unter anderem die folgenden Anweisungen: »SPRECHE auf dem Ball niemals vom Gurkensalat und Magenkrämpfen!« und »HELFE deinem Vorgesetzten den Rock anziehen!« Kategorische, aber sprachlich verfehlte Imperative! ... Nun, mehr will ich für heute nicht ausbessern. Schon sehe ich die finsternen Mienen sonst wohlwollender Beurteiler, die es mir verübeln, daß ich hin und wieder — es geschieht selten genug — auch an den sprachlichen Sitten der Tagespresse herumnörgle, und die es »kleinlich« finden, im Kampf gegen die Korruption der Journaille deren »Stilschnitzer« zu beachten. Zu meiner Rechtfertigung zitiere ich SCHOPENHAUER:

»DIES ALLES SIND KEINE KLEINIGKEITEN: ES IST DIE VERHUNZUNG DER GRAMMATIK UND DES GEISTES DER SPRACHE DURCH NICHTSWÜRDIGE TINTENKLEXER, nemine dissentiente. ... Die deutsche Sprache ist gänzlich in die Grabuge

geraten: Alles greift zu, jeder tintenklexende Lump fällt darüber her. — — — — GANZ ERNSTLICH MUSS ICH NUN ABER HIER ZU BEDENKEN GEBEN, DASS GEWISS MEHR ALS 9/10 DER ÜBERHAUPT LESENDEN MENSCHEN NICHTS ALS DIE ZEITUNGEN LESEN, folglich fast unausbleiblich ihre Rechtschreibung, Grammatik und Stil NACH DIESEN BILDEN, — — ja, überhaupt den jungen Leuten ungelehrter Stände die Zeitung, weil sie doch gedruckt ist, für eine Auktorität gilt. Daher sollte, IN ALLEM ERNST, VON STAATSWEGEN DAFÜR GESORGT WERDEN, DASS DIE ZEITUNGEN, IN SPRACHLICHER HINSICHT, DURCHAUS FEHLERFREI WÄREN. Man könnte, zu diesem Zweck, einen Nachzensor anstellen, der, statt des Gehaltes, vom Zeitungsschreiber für jedes verstümmelte oder nicht bei guten Schriftstellern anzutreffende Wort, wie auch für jeden grammatischen, selbst nur syntaktischen Fehler, auch für jede in FALSCHER VERBINDUNG oder falschem Sinne GEBRAUCHTE PRÄPOSITION einen Louisd'or, ALS SPORTELE, zu erheben hätte, FÜR FRECHE VERHÖHNUNG ALLER GRAMMATIK ABER 3 LOUISD'OR UND IM WIEDERBETRETUNGSFALL DAS DOPPELTE. Oder ist etwan die deutsche Sprache vogelfrei, als eine Kleinigkeit, die nicht des Schutzes der Gesetze wert ist, den doch jeder Misthaufen genießt? ELENDE PHILISTER! WAS, IN ALLER WELT, SOLL AUS DER DEUTSCHEN SPRACHE WERDEN, WENN SUDLER UND ZEITUNGSSCHREIBER DISKRETIONÄRE GEWALT BEHALTEN, MIT IHR ZU SCHALTEN UND ZU WALTEN NACH MASSGABE IHRER LAUNE UND IHRES UNVERSTANDES?«

(Parerga und Paralipomena II, § 291).

[An die Vorgesetzten des Herrn Stukart]

Mehrere Vorgesetzte des Herrn Stukart. Mit der kollegialen Freude über jede Bemerkung der 'Fackel', mit der Hoffnung auf die nächste Nummer nach dem Auftreten des Herrn in einem Schwurgerichtsprozeß, bei dem er den Mörder des Mordes und — was noch schwerer ist — sich selbst des Scharfsinns überführt hat, ist's nicht getan! Die schöne Zeit der Jagd nach Pokerspielern ist vorüber, und die 'Fackel' kann auch nicht jede Reklamenotiz im 'Extrablatt', jedes Erscheinen auf Bällen, Hochzeiten, bei Begräbnissen, Derbys usw. in Evidenz halten. Daß der Mann, der mir einst schriftlich den Beweis anbot, daß er »nicht Poker gespielt« habe, ein heller Kopf ist, wissen wir nunmehr alle, und der inbrünstige Ruf polizeilicher 'Fackel'—Leser nach »Mehr Stukart« kann nicht immer ein Echo finden. Zur Unterhaltung der Herren sind all diese Notizen nicht geschrieben, und ein ernstes Streben, endlich die Zustände im Sicherheitsbüro zu sanieren, dem Reklametreiben und der außeramtlichen Interveniererei ein Ende zu machen, wäre wahrhaftig löblicher als das beschauliche Vergnügen an der publizistischen Zurechtweisung durch die 'Fackel'. Für heute sei nur eine Aktion des Herrn Stukart der Polizei zur Anzeige gebracht. Im Sommer 1900 hatte verratene Liebe eine unglückliche Schauspielerin, die am Raimundtheater engagiert war, zum Selbstmord getrieben. (Ein Wiener Arzt hat in jener Affäre eine traurige Rolle gespielt. Aber wir leben im gemütlichen Wien, und der Mann darf, wiewohl die Ärztekammer in Kenntnis der damals erschienenen Zeitungsangriffe, auf die mit keinem Wort und keiner Klage reagiert wurde, ist, als Herzenbrecher weiter ordinieren.) Vor ein paar Tagen hat die am Jubiläumstheater engagierte Schwester der Dame — aus einem Motive wirtschaftlicher Natur — einen Selbstmordversuch verübt. Fräulein K. hatte, heißt es, von ihrem verstorbenen Vater eine Konzession zur Betreibung eines Realitätenhandels geerbt und diese einem Manne zur Ausnützung überlassen. Aus dieser Geschäftsverbindung seien ihr schwere Mißlichkeiten entstanden, gegen die sie schließlich die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen sich genötigt sah.

»Sie wendete sich deshalb an Polizeirat (irrtümlich statt Polizei—Oberkommissar) Stukart, wurde von diesem Herrn aber so BRÜSK ABGEWIESEN, daß sie aus Erregung darüber zum Revolver griff.«

Ich habe hier ein antiliberales Wiener Tagesblatt zitiert. Lediglich, um zu fragen, warum es, wenn seine Darstellung unrichtig war, nicht schleunigst amtlich berichtigt worden ist. War die Darstellung aber richtig, so stelle ich an Herrn Stukart die Frage, ob er auch, wenn irgend eine Persönlichkeit der »Wiener Gesellschaft«, wenn z. B. Gräfin Kielmansegg, Baron Popper oder Herr Moriz v. Gutmann um seine Intervention ersucht, wenn ihn der Länderbankhahn zum Diner und Herr Riedel — am Tage vor seiner Verhaftung — zu einer Praterfahrt einladet, ob er auch dann »brüsk abweist«?

[Petri—Schwärmer]

Habitué. Gewiß kommt es vor, daß ein Theaterkritiker Jahre hindurch seinen Groll gegen die Direktion wegen Ablehnung oder rascher Absetzung seines Stückes konserviert. Aber Herr Schütz hält, wenn er noch heute das Volkstheater bekämpft, seine Motive offenbar für »verjährt«, kommt sich selbst ungeheuer objektiv vor und glaubt zuversichtlich, das Gedächtnis des Lesers reiche nicht bis in jene fernen Zeiten, da eine Dichtung namens »Sophie Dorothea« eines allzufrühen Todes verblich. Mehr als zehn Jahre sind seit damals verstrichen, und der Ärger hat darum auch jene schöne Ursprünglichkeit verloren, die der neuestens entfesselten Wut gegen die Raimundtheaterdirektion anhaftet. Früher wurden die beiden Theater gegeneinander ausgespielt, dem leichtfertigen Bukovics der zielbewußte Gettke entgegengehalten. Seit der Ablehnung eines kollegialen Werkes hat auch Herr Gettke allen echten Kunstgeschmack für eine »vom Augenblick lebende Geschäftstaktik« hingegeben. Der Raimundtheaterdirektor beging überdies das Verbrechen, Fräulein Petri ziehen zu lassen, eine im Odilon—Fach kaum minder gewandte Dame, von der uns Herr Schütz nachträglich zu erzählen weiß, daß sie »AUF DEM GEBIETE DES KLASSISCHEN STÜCKES wie auf dem des französischen Lustspiels und der modernen Komödie HERRVORRAGENDES geleistet« hat. Die Albernheit kulminiert in dem folgenden Satz: »Das Josephstädter Theater wird durch Frl. Petri eine bessere Richtung erfolgreich pflegen können, das Raimundtheater stände für die nächste Saison vor dem sicheren Fiasko, HÄTTE MAN NICHT Frau Niese rasch als Partnerin gewonnen.« Aber man hat, Herr Schütz! Und wenn wirklich der Abgang oder das Engagement einer Schauspielerin Ruin oder Rettung einer Bühne bedeutet, so ist doch der Gewinn der Niese für die Entwicklung einer Wiener Volksbühne gewiß entscheidend, wenn schon nicht der Verlust einer routinierten Salondame ohne Schmerz empfunden sein soll. Aber Herr Schütz versteht es, mit seinem Haß und seiner Liebe die um ihn herum sitzenden unmündigen Kritiker zu infizieren. Ganz in seiner Art greift der Herr von der 'Abendpost', dem doch kein Stück abgelehnt wurde, über »die an dieser Bühne herrschende Spielplanlosigkeit«. Und das Fräulein Petri stellt er in holdem Überschwang als Cyprienne über die Niemann—Raabe und nennt sie »DIE BESTE DEUTSCHE NORA«. Herr Armin Friedmann übernimmt sich. Er möge doch bekennen, welche deutsche Schauspielerin er eigentlich als Nora gesehen hat. Was uns Frau Hohenfels in dieser Rolle wäre, läßt sich bei der bekannten Energie, mit der sich Herr Schlenther seines Ibsen annimmt, nur ahnen. Aber wissen müßte Herr Friedmann, daß es in Berlin eine Frau Sorma gibt, und vor allem, daß die unübertroffene Nora des Münchener Hoftheaters Marie Konrad—Ramlo heißt. Der Mann war, bevor er Theaterkritiker wurde, Juwelier. Er mag darum von dem Schmuck, den Fräulein Petri in Salonrollen trägt, etwas verstehen; seine Beurteilung der schauspielerischen Fähigkeiten einer Dame ist dreiste Überhebung.

Logenbruder. Natürlich ist die Beschuldigung, daß die Freimaurerei nur die von ihren Tendenzen erfüllte Literatur fördere, eine ganz unzutreffende. Die Wiener Logeninsassen sind objektiv genug, nicht das Werk, sondern den Autor zu protegieren. Bruder BÄHR wünscht einen großen Erfolg; er werde ihm, mag in dem zu erwartenden Theaterstück auch eine Apologie von Thron und Altar enthalten sein. Bruder FUCHS—TALAB wird an einem »literarischen Abend« des Josefstädter Theaters aufgeführt, und die in jedem Fall enthusiastischen Berichte der Tagesblätter haben durch die Bank Freimaurer zu Verfassern. Der »Kreuzwegstürmer«, das Stück eines sozialistischen Arbeiters, wird in der bourgeoisen Tagespresse gelobt, weil Bruder SCHUHMEIER der Entdecker des neuen Talentes ist. Und so ist schließlich auch der Sensationserfolg VERA'S zu erklären, der Verfasserin jenes läppischen Tagebuchs, in dem eine Dame mit anatomischer Jungfräulichkeit den Katzenjammer ihrer unzüchtigen Träume zu der Forderung mißbraucht, der Mann müsse unberührt in die Ehe treten. Das ist in einer Zeit, die die Gleichberechtigung der Geschlechter in der Befreiung der Frau von konventionellen Schranken ahnt, nicht klug gedacht; aber es ist auch nicht freimaurerisch gedacht. Denn Bruder Waldmann würde ein schlechtes Geschäft machen, wenn »der Mann« vor dem Eintritt in die Ehe das Etablissement Ronacher zu meiden hätte. Trotzdem haben die Wiener Freimaurer, denen es einzig um die Förderung der Person und nicht der Sache zu tun ist, alles Mögliche für Vera und ihr ebenso gedanklich wie sprachlich unsauberer Machwerk getan. Die Autorin ist eben die Tochter des Bruders KRISS, und die guten Onkel taten sich zusammen und bestellten die Reklamefeuilletons in der Wiener liberalen Presse.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
 Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3

